

# Schillers Familie

Beiträge von  
Michael Davidis,  
Gaby Pailer und  
Christine Theml

Weimarer Schillerverein, Weimar  
Deutsche Schillergesellschaft,  
Marbach am Neckar

MICHAEL DAVIDIS

## *Die Schillers – eine Familiengalerie*

Gemessen an seiner vergleichsweise kurzen Lebensdauer ist Friedrich Schiller nicht gerade selten porträtiert worden. Doch steht eine gründliche und zuverlässige Arbeit über die wirklichen und vermeintlichen, die zeitgenössischen und postumen, die erhaltenen und die verlorenen Schiller-Porträts noch aus. Während zu den Bildnissen Goethes eine weit zurückreichende, umfangreiche Forschungsliteratur existiert, ist die Schiller-Ikonografie bis heute ein Stiefkind der kunst- und literaturhistorischen Forschung geblieben. Das ist umso erstaunlicher, als man einige Schillerbildnisse als wahre Glücksfälle in der Geschichte der Porträtkunst bezeichnen kann. In besonderem Maße gilt dies für eine Skulptur und ein Gemälde, die 1794 in Württemberg entstanden sind, zu einer Zeit, in der dort einer Äußerung Schillers zufolge die Künste »in einem für das südliche Deutschland nicht gewöhnlichen Grade« blühten (an Körner, 18. März 1794). Beide Werke stammen von Protagonisten des schwäbischen Klassizismus, das eine von Johann Heinrich Dannecker, einem Bildhauer allerersten Ranges, das andere von Ludovike Simanowiz. Auch bei ihr handelt es sich um eine Künstlerin von überregionaler Geltung: die bedeutendste Malerin, die das Herzogtum Württemberg hervorgebracht hat. Danneckers Schillerbüste war als Einzelporträt konzipiert, das Porträtmalerei von Simanowiz dagegen als Bestandteil einer vierteiligen Familiengalerie, die den Gegenstand der folgenden Überlegungen bildet. Zunächst sollen jedoch die Künstlerin und die von ihr porträtierte Familie vorgestellt und in ihre Epoche eingeordnet werden, die des Spätabsolutismus und der Spätaufklärung, der Französischen Revolution und der Koalitionskriege, eine Zeit, in der die europäische Staatenwelt und ihre Bevölkerung tief greifenden Veränderungen unterworfen waren.

Ludovike Reichenbach – so ihr ursprünglicher Name – wurde 1759, im selben Jahr wie ihr berühmter Landsmann Friedrich Schiller, geboren. 1791 heiratete sie den Offizier Franz Simanowiz. Auf dieses Jahr lässt sich wohl auch die Entstehung

© 2009 Deutsche Schillergesellschaft, Marbach am Neckar

Abbildungen: DLA Marbach

Gesamtherstellung: Offizin Chr. Scheufele, Stuttgart

ISBN 978-3-937384-55-9

ihres schönen Selbstporträts im weißen Rüschenkleid datieren (Abb. S. 46). Gestorben ist sie 1827, 22 Jahre nach Schiller. Schon als Kinder werden sich die beiden hin und wieder begegnet sein; denn sowohl die Reichenbachs wie die Schillers wohnten damals in der herzoglichen Residenzstadt Ludwigsburg, vorübergehend sogar in ein und demselben Haus. Intensivere Kontakte als zu Friedrich Schiller muss Ludovike zu seiner zwei Jahre älteren Schwester Christophine unterhalten haben. Denn aus ihnen resultierte, unbeeinträchtigt von der späteren räumlichen Trennung, eine lebenslange Freundschaft, die eine wichtige Voraussetzung für das Entstehen der Schiller'schen Familiengalerie bildete. 1775 hatten die beiden Mädchen den gemeinsamen Wohnort verlassen, mit unterschiedlichen Zielen: Christophine Schiller zog mit ihren Eltern auf die Solitude, wo der Vater eine leitende Funktion in der Verwaltung der herzoglichen Gärten übernahm, Ludovike nach Stuttgart ins Haus ihres Onkels, des herzoglichen Leibmedikus Johann Friedrich Reichenbach. Dieser wohlhabende Arzt war offenbar entschlossen, seiner zeichnerisch hochtalentierten Nichte zu einer künstlerischen Ausbildung zu verhelfen – eine im protestantischen Württemberg eigentlich ungewöhnliche Idee, die aber gut in die pädagogische Aufbruchsstimmung der 1770er-Jahre und zu den damaligen bildungspolitischen Bestrebungen des Herzogs Carl Eugen passt. Die folgenreichste Handlung des Fürsten auf diesem Felde war bekanntlich die Gründung einer Eliteschule, der Militärischen Pflanzschule und nachmaligen Hohen Carlsschule. Diese Ausbildungsstätte, die Schiller und zahlreiche andere später herausragende Persönlichkeiten besuchten, war Frauen nicht zugänglich. Und das Programm der für den weiblichen künstlerischen Nachwuchs geschaffenen École des Demoiselles umfasste nur Musik und Schauspielkunst. Deshalb erhielt Ludovike Reichenbach Privatunterricht beim Hofmaler Nicolas Guibal. Auch darin war sie unter ihren malenden Zeitgenossinnen eine Ausnahmerecheinung, denn bei den meisten von ihnen handelte es sich um Künstlertöchter, die von ihren Vätern ausgebildet wurden. Da Frauen nicht zum Aktzeichnen, dem für die Ausübung der Historienmalerei grundlegenden Fach, zugelassen waren, wurde auch für Ludovike Reichenbach die Porträtmalerei zum zentralen Lehrstoff und Betätigungsfeld – ein Genre, das für die Zukunft zwar kein hohes Ansehen, aber doch ein gewisses Maß an Aufträgen und Einkünften erwarten ließ.

Die Ambition der jungen Künstlerin ging immerhin so weit, dass sie, wie viele der männlichen Schüler Guibals, zur Weiterbildung nach Paris reiste, zum ersten Mal im Jahr 1787. Auch während dieser Zeit riss die Verbindung mit Christophine Schiller nicht ab, die seit 1786 als Frau des Bibliothekars Wilhelm Reinwald in Meiningen lebte. Das bezeugen mehrere Briefe, in denen Ludovike das Leben in

der damaligen Kunstmetropole detailreich schildert. Im Spätherbst 1789, als die Malerin, nach einem längeren Zwischenaufenthalt in Montbéliard, einer kurz darauf von Frankreich annektierten linksrheinischen Exklave des Herzogtums Württemberg, nach Stuttgart zurückgekehrt war, sahen sich die beiden jungen Frauen wieder, vermutlich auf der Solitude, wo Christophine Reinwald gerade ihre Eltern besuchte. Damals könnte Ludovike Reichenbach das erste von zwei überlieferten Porträts der Christophine Reinwald gemalt haben (Abb. S. 47), denn das Bild setzt, was Räumlichkeit, Stofflichkeit, Helligkeitswerte und Farbgebung betrifft, die in Paris gesammelten Erfahrungen voraus – und es demonstriert aufs schönste Ludovikes Fähigkeit zum Erfassen von Personen, in diesem Fall einer originellen jungen Frau von spürbarer körperlicher wie seelischer Stabilität. Außergewöhnlich an diesem Bild ist, dass es sich nicht um ein Auftragswerk handelt. Für einen solchen Auftrag hätten die Familien Schiller und Reinwald weder das Geld noch das Selbstbewusstsein gehabt. Nur ein ganz kleiner Teil der Bevölkerung wurde damals porträtiert, vor allem Standespersonen. Dieses Gemälde ist dagegen frei von jeder Rücksicht auf Repräsentationsbedürfnisse entstanden, als Frucht der Freundschaft zwischen einer Malerin und ihrem Modell. Den Eltern Schiller diente es als Erinnerungsbild an die in der Ferne und, wie sich bald zeigen sollte, in einer wenig harmonischen Ehe lebende Tochter.

In der Spannung zwischen der Schlichtheit und Natürlichkeit der dargestellten Person und der Eleganz, die die Künstlerin ihrer äußeren Erscheinung verlieh, kommen auch die Unterschiede zwischen den zwei Frauen zum Ausdruck: Christophine Reinwald war in all ihren Rollen viel stärker der Tradition verhaftet als Ludovike Simanowiz. Sie übte keinen Beruf aus und ordnete sich als Tochter, Schwester und Gattin fast immer dem Vater, Bruder oder Ehemann unter, wobei sie bei Konflikten unter diesen drei Männern durchaus Partei nehmen konnte. Erst im Alter, als Hofratswitwe und einzig überlebende Augenzeugin der Kindheit eines berühmten Dichters, gelang ihr ein einigermaßen selbstbestimmtes Leben. Angeregt durch ihre Jugendfreundin versuchte zwar auch sie sich zeitweilig im Zeichnen und Aquarellieren, brachte es aber nie zu wirklicher Könnerschaft. Ludovike Simanowiz war dagegen nicht nur eine professionelle Künstlerin; sie trat auch im privaten und gesellschaftlichen Bereich relativ emanzipiert und in gewissem Maße weltläufig auf. Im Gegensatz zu Christophine Schiller setzte sie gegenüber ihrer Familie, allerdings erst nach dem Tod des Onkels, eine Liebesheirat durch. Ja, sie versuchte sogar, der damals unvermeidlich scheinenden Entscheidung zwischen einer beruflichen Karriere und einem Eheleben mit entsprechenden häuslichen Pflichten auszuweichen und beide Lebensentwürfe

GABY PAILER

## Charlotte Schiller. Literatur und Leben an der Seite eines ›Klassikers‹

»Denn die vorgefaßten Meinungen der Gelehrten sind Ungeheuer und Drachen, mit denen man ewig kämpfen muß. Ein großer Teil findet es so bequem, nachzusprechen, nachzusehen, was man schon so lange sah. Ein anderer Teil widerspricht ohne zu untersuchen. Ich weiß nicht warum gerade diese Menschen, die selbst ihren Scharfsinn so ausbilden, nicht für dem tiefen Blick anderer die Ehrfurcht haben, die sie sollten.«<sup>1</sup> Charlotte Schillers Gedanken, geäußert im August 1810 in einem Brief an den Verleger Johann Friedrich Cotta, gelten Goethe und seiner zeitgenössischen Rezeption. In Beziehung setzen kann man den metaphorischen Kampf gegen »Ungeheuer und Drachen« indessen auch zu den Darstellungen ihres eigenen Lebens: *Nachgesprochen* wurde den ersten Biografen des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart; *widersprochen* dagegen eher selten. Der folgende Beitrag überprüft gängige Vorstellungen von Charlotte Schiller, (re-)konstruiert jedoch nicht ihr Leben,<sup>2</sup> sondern stellt ihre Beschäftigung mit und ihre Produktion von Literatur in den Vordergrund, gerade auch für die 21 Jahre nach Schillers Tod. Drei Fragen stehen im Vordergrund: Welche Umstände haben für die Entstehung bestimmter biografischer Mythen gesorgt; wie sah Charlotte ihre Rolle an Schillers Seite, wie unterstützte sie seine Produktivität und arbeitete nach seinem Tod an seiner Musealisierung; welche Mitteilungen macht sie über ihre eigene Autorschaft und welche Schreibstrategien lassen ihre Werke erkennen?

### 1. Biografische Mythen

Im Schillerjahr 2005, Schillers Todestag jährte sich zum zweihundertsten Mal, erschien die jüngste seiner Frau gewidmete Biografie: Eva Gesine Baus Werk führt

ein Schiller-Zitat (in neuer deutscher Rechtschreibung) im Titel – »*Mein Geschöpf mußt du sein*«<sup>3</sup>, das programmatisch auf den Umstand voraus weist, dass Schillers kreuzbrave Gattin weder schreiben wollte, konnte, noch durfte. Zur »Heldin einer Biographie« habe sie bislang kaum getaugt, denn »was könnte es Langweiligeres geben als eine perfekte Ehefrau«.<sup>4</sup> Ob Charlotte durch ein skandalträchtigeres Leben biografiewürdiger geworden wäre, ist freilich mehr als zweifelhaft; Baur gleicht diesen ›Mangel‹ aus, indem sie Charlottes biederes Leben um erdichtet oder wahrhaft Skandalöses aus dem klassischen Weimar anreichert. Biografiewürdig ist Charlotte indessen schon immer gewesen – aufgrund ihrer Verbindung mit Schiller. Das beginnt mit der Veröffentlichung von *Schillers Leben* durch ihre Schwester Caroline von Wolzogen (geb. von Lengefeld),<sup>5</sup> die Lotte zur treu sorgenden Hausfrau und Mutter macht, sich selbst dagegen als schöngeistige Gesprächspartnerin des männlichen Genies entwirft.<sup>6</sup> Angeregt durch diese Authentizität heischende Beschreibung aus Schillers engstem Familienkreis, vollzieht Heinrich Döring 1852 eine scharfe Trennung zwischen der häuslich-mütterlichen Charlotte und der dichterisch begabten Caroline.<sup>7</sup> Karl Fulda, der 1878 die erste Einzelbiografie vorlegt, entwickelt mit nationalem Impetus das Bild der idealen deutschen Gattin, sei es als Versorgerin im Krankheitsfall, sei es als geistige Partnerin.<sup>8</sup> Hermann Mosapps Darstellung von 1896 gipfelt schließlich in einem metaphorischen Ausflug ins Tierreich, wenn er Caroline mit dem »bunten Falter«, Charlotte mit der »ernsteren Honigbiene« vergleicht.<sup>9</sup> Biografien des 20. Jahrhunderts – genannt sei etwa *Schillers Lotte* von Joachim Kiene – setzen diese Tendenz fort.<sup>10</sup>

Neue Monografien spüren vor allem der »Doppelliebe« Schillers zu beiden Lengefeld-Schwestern nach, die frühere Biografen zu übersehen sich befließigt hatten. Wie die ältere, unglücklich verheiratete Caroline die Regie im Dreiecksverhältnis führte und ihre eigene Neigung zu Schiller pflegen konnte, indem sie diesem die Ehe mit der jüngeren Charlotte nahe legte, schildert etwa Ursula Nauemann – basierend auf mancher ihrer bereits im Rahmen der Schillertage 1997 in Rudolstadt vorgetragenen Ausführungen;<sup>11</sup> romanhaft präsentiert das ›Liebesdreieck‹ dagegen Jörg Aufenanger;<sup>12</sup> und mit geradezu kriminalistischem Spürsinn ermitteln Kirsten Jüngling und Brigitte Roßbeck die Zustände,<sup>13</sup> bis hin zu Mutmaßungen über Schiller als potenziellem Vater von Caroline von Wolzogens Sohn Adolf.<sup>14</sup>

Für alle biografischen Darstellungen gilt, dass Charlottes Leben vor und nach Schiller kaum Aufmerksamkeit erfährt, ihre eigene Literaturbeschäftigung und -produktion stets flüchtig und abwertend behandelt wird. Relativ kurz vermerkt

wird in aller Regel die Kindheit und Jugend der 1766 geborenen Charlotte von Lengefeld in der Residenz Rudolstadt, ihre Schweizreise als Jugendliche zusammen mit Mutter und Schwester, ihre erste Begegnung mit Schiller in Mannheim 1784 – wo weder sie noch ihre Schwester besondere Notiz von ihm nehmen –, bis schließlich derselbe zusammen mit dem Vetter der beiden Schwestern, Wilhelm von Wolzogen, eines Dezembertages 1787 in Rudolstadt einreitet. Anderthalb Jahre muss die jüngere Lotte der gesprächsfreudigeren Line das Feld im Umgang mit dem bei und um Rudolstadt dichtenden Schiller überlassen, bis sie sich ab 1790 als dessen Ehefrau behaupten darf, erst in Jena, ab 1800 in Weimar. Vier Kinder bringt sie zur Welt – Karl, Ernst, Caroline und Emilie, das jüngste zählt bei Schillers Tod, am 9. Mai 1805, kaum acht Monate. Die 21 Jahre danach – Charlotte stirbt 1826 nach einer Augenoperation in Bonn – werden in der Regel auf wenigen Seiten gerafft. Es sind die Jahre, in denen sie, mehr denn je, liest und schreibt, sich geistig bildet und in Briefen austauscht.

Veröffentlicht wurden von ihren literarischen Arbeiten indessen nur wenige. Die bislang ausführlichste Edition, will man es so nennen, ist Ludwig Urlichs' dreibändige Sammlung *Charlotte von Schiller und ihre Freunde* (1860–65), deren erster Band eine schmale Auswahl literarischer Texte enthält.<sup>15</sup> Überwiegend präsentieren die drei Bände Briefwechsel mit Angehörigen und Zeitgenossen, insgesamt mehr Briefe an Lotte als von ihr. Der Herausgeber hatte mit der jüngsten Schiller-Tochter Emilie (verheiratete von Gleichen-Rußwurm) zusammengearbeitet und in seiner Auswahl profane Lebensaspekte, die nicht direkt zum Schiller-Andenken beitragen, getilgt. In einer Reihe von Briefen etwa von Charlotte von Stein an Charlotte Schiller ist von Bierbestellungen die Rede, die Urlichs' Rötelfarbe zum Opfer fielen.<sup>16</sup>

Nicht ganz so krass »gekürzt« wurde in den veröffentlichten Briefwechseln Charlotte Schillers mit dem pensionierten Weimarer Hofrat Karl Ludwig von Knebel und dem Bonner Juristen Bartholomäus Fischenich,<sup>17</sup> wenngleich auch hier das Interesse mehr Schiller als Lotte gilt. Als besonders bizarr erweisen sich Charlottes Briefe an Cotta, deren Originale während eines Luftangriffes auf Stuttgart 1943 zerstört wurden. Es existiert indessen noch eine Umschrift etlicher Briefe,<sup>18</sup> die zum Teil 1925 in die Edition *Briefe an Cotta* von Maria Fehling eingegangen waren, wobei in dem transkribierten Briefkonvolut ganze Passagen einfach überklebt sind, in denen Charlotte »nur« von sich selbst spricht. Statt Editionen literarischer Texte erschienen schon früh Briefbände zum Thema *Schiller und Lotte*,<sup>19</sup> ergänzt durch Darstellungen, wie etwa die Naumanns, mit ausführlichen Briefauszügen zum erweiterten Themenkreis *Schiller, Lotte und Line*.<sup>20</sup>

Von Charlotte Schillers literarischen Werken wurde eine Gruppe Erzählungen 1954 im 16. Band der *Nationalausgabe* von Schillers Werken ediert: zeitgenössische moralische Erzählungen, die Charlotte um 1800 während einer längeren Krankheit ihres Mannes verfasste. Fünf der Erzählungen brachte Schiller anonym in den Jahren 1800 bis 1802 in den Zeitschriften *Flora* (bei Cotta) und *Journal der Romane* (bei Unger) unter: *Die Nonne* (der Titel des Manuskripts lautet *Rosalie*), *Die neue Pamela*, *Autun und Manon*, *Der Prozeß* und *Die Brüder*.<sup>21</sup> Unveröffentlicht blieb *Die heimliche Heirat*.<sup>22</sup> Fünf der insgesamt sechs Texte gingen in den besagten Band der *Nationalausgabe* ein.<sup>23</sup> Das Kriterium für die Aufnahme bildeten Bearbeitungsspuren Friedrich Schillers – dessen Korrekturen wurden jeweils in größerer Type gesetzt als Charlottes Vorlagen.

Aus der Zeit der Arbeit an diesen Erzählungen – Schiller hatte sich im Frühjahr 1801 zur Arbeit an der *Jungfrau von Orleans* ins Jenaer Gartenhaus zurückgezogen – stammt eine der wenigen brieflichen Äußerungen Charlotte Schillers über ihre Schriftstellerei: »Damit doch jemand im Hause die Feder führt, bin ich auch mit meiner angefangnen Geschichte beschäftigt, die vielleicht doch so wird daß man sie brauchen kann. Ich gehe streng zu wercke und laße mir nichts hingehen, und so wollen wir sehen was heraus kommt.

So lieb ich die Christel habe, so stört sie mich doch in meinem Schreiben, und da ich schon mit die Kinder zu thun habe, so bin ich freilich ruhiger wenn nicht auch noch ein andres wesen, daß nicht Antheil an meinen Geschäften nehmen kann, meine Gedanken zerstreut. – Den nächsten Sommer will ich recht fleißig sein, und die zeit, die mir die Kinder übrig laßen zu brauchen suchen.«<sup>24</sup>

Schiller antwortete wenige Tage darauf: »Arbeite Deine Geschichte nur mit dem möglichsten Fleiße aus, daß sie schon eine Gestalt hat, wenn Du sie mir mittheilst. Sie giebt uns dann eher Gelegenheit, das Wesentliche worauf es ankommt zur Sprache zu bringen und über die Grundsätze, nach denen verfahren werden muß, in Ordnung zu kommen.«<sup>25</sup>

Man hat spekuliert, dass es sich bei besagter »Geschichte« möglicherweise um *Die heimliche Heirat* handelt, da hier die Korrekturen Schillers »sehr erheblich« seien.<sup>26</sup> Schiller hatte beiden Verlegern bereits 1799 »Übersetzungen« in Aussicht gestellt von einem talentierten Schriftsteller, der nicht genannt werden wolle.<sup>27</sup> Daraus schloss man, dass es sich bei den anderen Erzählungen aus dieser Zeit, ebenso wie bei vielen weiteren hinterlassenen Manuskripten Charlottes, wohl nicht um Originale handle. Dass Schiller »Übersetzungen« ankündigte, belegt indessen durchaus nicht, dass es sich wirklich um solche im eigentlichen Sinne handelt. Er mag dies aus pragmatischen Gründen getan haben: Zum einen waren

<sup>71</sup> Charlotte Schiller an Erbprinzessin Karoline Luise von Mecklenburg-Schwerin, 25. 2. 1813 (GSA 83/1920,2).

<sup>72</sup> Norbert Oellers, *Treffpunkt Weimar. Literatur und Leben zur Zeit Goethes*, Stuttgart 1999, S. 6.

<sup>73</sup> GSA 83/1944,1 (Original-Tagebuch), GSA 83/1944,2 (Reinschrift). Carolines Tagebuch: GSA 83/2622, Veröffentlichung: *Schreiben einer jungen Dame, auf ihrer Reise durch die Schweiz*, in: Sophie von La Roche, *Pomona für Teutschlands Töchter*, Nachdr., hrsg. mit einem Vorw. von Jürgen Vorderstemann, Bd. 3 (1784), Heft 1–6, München, London 1987, S. 477–487.

<sup>74</sup> Urlichs (Anm. 15), Bd. 1, S. 3–21; Döring (Anm. 7), S. 103–117; Fulda (Anm. 8), S. 301–321. Letztgenannte nehmen zwei Erzählgedichte, *Die Kapelle im Walde. Idylle* und *Die Nonne* auf, die 1797 in Schillers *Horen* erschienen waren. Hatte Charlotte von Stein vermutet, Charlotte Schiller sei die Verfasserin, so stammen sie nachweislich von Luise Brachmann (Ms. GSA 83/97).

<sup>75</sup> Teilweise veröffentlicht in Urlichs (Anm. 15), Bd. 1, S. 31–156.

<sup>76</sup> Vgl. Anm. 29.

<sup>77</sup> Vgl. Anm. 30.

<sup>78</sup> Charlotte Schiller an Knebel, 14. 8. 1816 (Düntzer [Anm. 17], S. 292).

<sup>79</sup> Charlotte von Stein an Charlotte Schiller, 30. 8. 1794 (GSA 83/1856,2).

<sup>80</sup> Vgl. GSA 83/1626.

<sup>81</sup> *Übersetzungskultur im 18. Jahrhundert. Übersetzerinnen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz*, hrsg. von Brunhilde Wehinger und Hilary Brown, Hannover 2008, S. 11.

<sup>82</sup> Ebd., S. 9.

<sup>83</sup> Ebd., S. 11.

<sup>84</sup> Charlotte Schiller an Erbprinzessin Karoline Luise von Mecklenburg-Schwerin, 27. 3. 1811 (GSA 83/1920,1). Vgl. Urlichs (Anm. 15), Bd. 1, S. 576, der den Brief dagegen auf den 24. 3. 1811 datiert.

CHRISTINE THEML

»Lasset Euch sein Beispiel lehren,  
wie viel der Mensch über sich vermag.«<sup>1</sup>  
Schillers Kinder und ihr Erbe

Friedrich Schillers Einzigartigkeit ist unbestritten. Wie kamen seine vier Kinder damit zurecht? Welchen Einfluss hatte der Dichter und Vater selbst noch auf seine Kinder, welchen sein Ruf, sein Werk, welchen die Mutter? Dem soll hier nachgegangen werden. Leider kann das nur fragmentarisch geschehen. Außer einem Psychogramm des Sohnes Ernst in Briefen, herausgegeben und mit einem umfangreichen Vorwort von Hilde Lermann ausgestattet, gibt es keine zusammenfassende Darstellung zu diesem Thema.

Friedrich Schiller lernte Charlotte von Lengefeld im November 1787 in Rudolstadt im Beulwitz'schen Anwesen kennen. Dieser erste Kontakt vertiefte sich, als Charlotte wenige Monate später einige Zeit in Weimar verbrachte, um dort das Hofleben, ihre vermeintliche Zukunft, kennenzulernen. Als sie Anfang April 1788 Weimar verließ, um zu den Ihren zurückzukehren, schrieb ihr Schiller: »Lassen Sie das kleine Saamenkorn nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird.«<sup>2</sup> Es wurde etwas, was weit in die Zukunft reichte. Vier Kinder brachte Charlotte Schiller zur Welt. Als er und seine Frau Anfang Juli 1793 endlich Gewissheit vom Arzt bekamen, dass Charlotte erstmals und im siebenten Monat schwanger war, schrieb Schiller an Körner: »Ich brauchte oft den ganzen Beystand der Philosophie, um bey dem Anblik meiner leidenden Lotte und bey dem Gefühl meiner eigenen verfallenden Gesundheit frischen Muth zu behalten. Jetzt bin ich die Hälfte meines Leidens los, und aus der andern, die mich selbst betrifft, mache ich mir jetzt auch viel weniger. Es ist mir, als wenn ich die auslöschende Fackel meines Lebens in einem andern wieder angezündet sähe, und ich bin ausgesöhnt mit dem Schicksal.«<sup>3</sup>

Am 14.9.1793 erblickte Karl (Abb. S.55) in Ludwigsburg das Licht der Welt. Schiller war mit Charlotte in die Heimat gereist, um endlich seine Familie wiederzusehen. Als Ernst (Abb. S.54) am 11.7.1796 in Jena geboren wurde, teilte Schiller Goethe unverzüglich mit: »Vor 2 Stunden erfolgte die Niederkunft der kleinen Frau über Erwarten geschwind und gieng unter Starkes Beystand leicht und glücklich vorüber. Meine Wünsche sind in jeder Rücksicht erfüllt, denn es ist ein Junge, frisch und stark wie das Ansehen es giebt. [...] Jetzt also kann ich meine kleine Familie anfangen zu zählen. Es ist eine eigene Empfindung, und der Schritt von Eins zu Zwey ist viel größer als ich dachte.«<sup>4</sup>

Die Kinder waren immer bedroht von Krankheiten, zusätzlich von den zu dieser Zeit aufkommenden Impfungen, die für die Eltern eine Mutprobe bedeuteten. Schiller äußerte sich gegenüber Körner über seinen dreijährigen Sohn, dass ihm manchmal bange wird, dem Glück eine solche Macht über sich eingeräumt zu haben, da ihm das Kind in seinem Lebenskreis, in dem er sich seiner Krankheit wegen nur bewegt, so sehr zum Bedürfnis geworden ist. Seinem Verleger Cotta schrieb er, als dessen Sohn gestorben war: »Eben erhalte ich Ihr Schreiben vom 7ten, und nehme den herzlichsten Antheil an dem Verlust, der Sie betroffen hat. Die Furcht vor einem ähnlichen verbittert mir oft den fröhlichsten Augenblick, den mir mein Kleiner schenkt. Um nichts zu verlieren, sollte man es von sich erhalten können, sein Herz an nichts zu hängen. Aber wer wird nicht lieber leiden als nichts lieben?«<sup>5</sup>

Die Geburt der beiden Söhne hatte der Vater mit rührenden Worten seinen Freunden mitgeteilt. Als, ebenfalls in Jena, die Töchter geboren werden – 1799 Caroline (Abb. S.56), 1804 Emilie (Abb. S.57) –, erwähnt Schiller das Ereignis seinen Freunden gegenüber nur kurz und geht zum alltäglichen Geschäft über. Cotta mahnt ihn sogar: »Wie gerne hätte ich diese fröhliche Nachricht durch Ihre Feder vernommen! Warum soll das Angenehme immer mit dem Sorglichen verbunden seyn?«<sup>6</sup>

Auch wenn Schiller früh starb, so wusste er doch, dass für seine Frau und seine vier Kinder gesorgt war. Charlottes Schwester Caroline erfüllte es mit Wehmut, wenn sie die Wohlhabenheit der Kinder sah und an die einstige Not des Vaters dachte.

Schiller hatte in seinen wenigen Jahren als Familienvater drei seiner Kinder prägende Erfahrungen mitgegeben, nur Emilie konnte vom lebendigen Umgang mit dem Vater nicht mehr profitieren. Karl erinnerte sich später: »Die Abende brachten wir, wenn nicht Freunde zugegen waren, auf des Vaters Arbeitszimmer zu während er aß (da er selten zu Mittag wegen des späten Aufstehens aß, verband er das Mittag- und Abendessen gewöhnlich).«<sup>7</sup>

In den Briefen Schillers an die Freunde spielen die Kinder keine große Rolle, die literarische Arbeit und die täglichen Geschäfte dominieren. Doch spiegelt beispielsweise Körners Brief an Schiller dessen Haltung als Vater: »Daß Dir Dein Kleiner soviel Freude macht, begreife ich sehr gut. Auch mir wird mein Karl immer interessanter. Vielleicht ist es väterliche Täuschung aber ich glaube manchen guten Zug an ihm zu bemerken. Jetzt gehe ich bloß darauf aus nichts zu zerstören. Was nicht von selbst wächst, pflanze ich jetzt nicht. Dieß ist ein Punkt über den wir auch manches sprechen werden, wenn wir zusammenkommen. Ich freue mich auch auf Deinen Kleinen.«<sup>8</sup> Schillers großzügigen Blick auf die heranwachsenden Kinder belegt eine Mitteilung der Tante Caroline über eine Beobachtung Schillers, ihren eigenen Sohn Adolf betreffend: »Der Junge hat eine herrliche Natur, es geschieht alles, was er will, und er ist doch gut.«<sup>9</sup>

Charlotte Schiller schrieb im März 1801 an ihren Mann: »Friz [ein kleiner Cousin, Ch.T.] ist ein recht guter Mensch, und erweckt einem das Gefühl des Wohlwollens, aber er ist noch verschloßner wie die Schwester. Und sieht so gedrückt und abgelebt aus, daß er einem betrübt. – Ich habe bey diesen beyden Geschwistern rechte beobachtungen über die Erziehungsweise gemacht, und mich über dem Onkel recht geärgert von neuen. Denn er ist allein Schuld daran, daß sie so sind, weil er sie so viel geprügelt hat. Sie werden nie mals zeigen können daß sie froh sind, und den Menschen wohlwollen, weil sie frühe so viel Furcht hatten. Unser Kinder die wir Gottlob nicht so erzogen haben, gehen ordentlich unter denen herum als wesen andrer Art. Sie zeigen ihr wohlbehagen, und ihren Schmerz, und haben kein physisches uebelseyn zu fürchten. Man sieht es ihnen schon an, daß sie, weil es ihnen wohlgeht auch wohlwollende und liebende Gemüther haben.«<sup>10</sup>

Lebensentwürfe und Geschlechterrollen waren im ausgehenden 18. Jahrhundert noch sehr festgelegt. Charlotte drückte früh ihr Bedauern darüber aus, dass die Jungen sie ja doch verlassen und ihr nur die Mädchen bleiben würden. Tatsächlich heirateten die Schwestern erst nach dem Tod der Mutter. Charlottes Briefe, z. B. an Karl Ludwig von Knebel, haben weniger Erinnerungen an den verstorbenen Gatten zum Inhalt, als vielmehr Resignation und den Wunsch nach Rückzug aus einer Welt, die ihr immer fremder wird. Das ist keine gute Grundlage für die Erziehung von vier Kindern. Aber vermutlich konnte ihre Liebe diesen Mangel an gelebter Gegenwart ausgleichen. An das gemeinsame Leben mit Schiller erinnert sie sich als eine Zeit, in der sie wahrhaft lebendig war. »Die Jahre verbanden uns immer fester; denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm seine Ansichten auf meinem eignen Weg gewann und ihn verstand wie keiner seiner Freunde. Ich

## INHALT

MICHAEL DAVIDIS

Die Schillers – eine Familiengalerie

S. 3

GABY PAILER

Charlotte Schiller. Literatur und Leben  
an der Seite eines ›Klassikers‹

S. 14

CHRISTINE THEML

›Lasset Euch sein Beispiel lehren,  
wie viel der Mensch über sich vermag.«  
Schillers Kinder und ihr Erbe

S. 33

ABBILDUNGEN

Schillers Familien

S. 45